

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 85.

Posen, den 2. Oktober 1927.

Nr. 85.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moriz Vand.

4. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Wie auf Rosenwolken war Ludwig an diesem Abend zu später Stunde nach Hause gekommen, wo ihn das düstere Grau des Alltags erwartete. Vater hatte wieder einmal beim Weine des Guten etwas zu viel getan und räkelt auf dem Sofa herum, brummig die Heimkehr des Sohnes erwartend, während die beiden Brüder bereits in ihrem Zimmer schliefen. Ludwig grüßte schüchtern und wollte gleich auf seine Stube gehen.

„Wo treibst du dich zu so später Stunde noch herum, Ludwig?“

„Ich habe mich nirgends herumgetrieben, Vater; ich war bei Breunings!“

„Bei der arroganten Bande? Was soll das für einen Zweck haben?“

Ludwig geriet in Grimm. „Einen Zweck? Daran habe ich nicht gedacht, Vater! Aber es sind liebe, gute Menschen; die Hofrätin ist so gütig zu mir, fast wie eine Mutter, die Jüngens sind meine Freunde, und Eleonore . . .“ Er hielt plötzlich inne.

„Was ist's mit Eleonore?“ forschte der Vater. „Hast du dich am Ende in das Lärwachen des jungen Mädchels vergafft? Das ginge dir gerade ab; du hast vorläufig anderes und Wichtigeres zu tun.“

Ludwig wollte heftig erwidern, aber er unterdrückte den aufsteigenden Zorn; der Vater würde ihn ja doch nicht verstehen können und wollen.

„Ich soll ihr Klavierunterricht erteilen,“ sagte er rasch gefaßt. „Die Frau Hofrätin wünscht es, und auch mir erscheint es willkommen, weil Eleonore Talent und sehr viel Neigung dazu hat!“

Der Vater brummte etwas vor sich hin, während Ludwig Anstalten traf, sich zur Ruhe zu begeben.

„Hast du dein Klavierkonzert fertig? Morgen ist Probe im Schloß!“

„Gewiß, Vater! Ich habe es bei Breunings gespielt und damit Beifall gefunden.“

„Dann ist's gut, Ludwig! Jetzt gehe schlafen, und morgen, um sechs Uhr früh, proben wir miteinander; auch meine Arien, die ich bei dem Konzert vortragen soll.“

„Wie du befehlst, Vater; gute Nacht!“

Ludwig ging in das Nebenzimmer, wo Kaspar und Nikolaus in ihren Betten schliefen, und warf sich, angezogen wie er war, auf sein Lager hin. An Schlaf mochte er nicht denken, denn er war zu selig dazu, und der Vermutstropfen des banalen Empfanges daheim konnte ihm seine Stimmung nicht rauben. Seine Gedanken weilten bei Eleonore, und als ihm nach Stunden die Müdigkeit die Augen schloß, spielte ein selbiges Lächeln um seine Lippen.

Am nächsten Morgen bei der häuslichen Probe spielte Ludwig besser denn je, und der Vater sah mit merkwürdigen Blicken auf seinen Sohn hin. Während

sein eigener künstlerischer Stern im Niedergehen war — der Kurfürst hatte ihn schon wiederholt seine Unzufriedenheit merken lassen und der Hofmarschall sogar von Pensionierung gesprochen — schien Ludwigs Talent in aufsteigender Entwicklung begriffen. So sehr ihn als Vater dies freuen mußte, ebenso sehr wuchs sein künstlerischer Neid, und so wurden Vater und Sohn sich immer mehr entfremdet. Auch die beiden Brüder fanden kein richtiges Verhältnis zu Ludwig, da sie für die Musik keinen Sinn hatten und mit wenig Eifer ihren Studien oblagen; Kaspar hatte überhaupt kein Ziel vor Augen, und Nikolaus widmete sich nur der Kräuterkunde, weil er im Sinne hatte, Apotheker zu werden.

So gingen die Jugendjahre für Ludwig freudlos dahin, und nur die Stunden, die er der geliebten Musik widmete, oder jene, die er im Breuningschen Hause, in der Nähe Eleonores zubrachte, hoben den jungen Künstler über die Misere des Alltags hinweg. Oft dachte er der kurzen Zeit, die er in dem schönen Wien zugebracht hatte, und er dachte, um wie viel ruhiger und glücklicher er dort hätte sein können als in seinem freudlosen Vaterhause, in das ihn die Krankheit und der Tod der Mutter zurückgerufen hatte. Aber ein Strahl der Sonne leuchtete ihm doch — die Liebe Eleonores, die ihn beseligte und beglückte und die immer inniger und tiefer wurde, als sich die Mama Hofrätin entschloß, die Tochter von Beethoven im Klavierspiel unterrichten zu lassen. Das waren Stunden bezaubernden Glückes, und oft fanden sich die Hände der beiden Liebenden zu einem wonnigen Zusammenspiel der Töne und der Gefühle. In solchen Stunden war der junge Meister auf dem Gipfel seines Glückes, und keine Trübsal daheim und bei Hofe störten die Harmonie seiner Seele.

Der regierende Kurfürst, Erzherzog Maximilian Franz, widmete dem aufstrebenden jungen Beethoven seine besondere Gunst, und dieser zählte nun zu den Zierden der „Kurfürstlich Kölnischen Kabinetts-Kapell- und Hofmusik“, wie der offizielle Titel des fürstlichen Orchesters lautete. An dessen Spitze standen als Organisten Herr Neefe, der zugleich Regisseur der Oper war, und Herr Ludwig van Beethoven, der alle Klavierkonzerte zu spielen hatte. Der Tenorist Johann van Beethoven, Ludwigs Vater, wurde 1790 in den Ruhestand versetzt und nur mehr ausnahmsweise zu gelegentlicher Mitwirkung herangezogen, was demselben den letzten moralischen Halt im Dasein raubte.

Im Sommer 1791 wurde die Hofhaltung des Kurfürsten nach Mergentheim verlegt, und die Hofkapelle mußte vom August bis Oktober dort wirken. Zahlreiche Festlichkeiten gaben Anlaß zu Konzerten aller Art, die der selbst ungemein musikalische Fürst veranstaltete, und der junge Beethoven hatte reichlich Gelegenheit, sich vor den illustren Gästen, die zum deutschen Ritterordensfeste dort versammelt waren, auszuzeichnen. Der Abschied von Eleonore ging Ludwig zwar nahe, aber die Kunst lockte, und diesem Rufe zu folgen, zwang ihn die fanatische Hingebung und Begeisterung für seinen Beruf.

In Mergentheim war es, wo ein bedeutender Musikkenner, Kaplan Karl Ludwig Junker, Beethoven hörte und über ihn in der „Musikalischen Korrespondenz“ vom 23. November 1791 in der enthusiastischsten Weise be-

richtete: „Nun hörte ich einen der größten Spieler auf dem Klavier, den lieben guten Beethoven, von welchem in der speierischen Blumenlese vom Jahre 1783 Sachen erschienen, die er schon im elften Jahre gespielt hat. Ich hörte ihn phantastieren, ja, ich wurde sogar selbst aufgefordert, ihm ein Thema zu Veränderungen aufzugeben. Man kann die Virtuosengröße dieses lieben, leise gestimmten Mannes, wie ich glaube, sicher berechnen, nach dem beinahe unerschöpflichen Reichthum seiner Ideen, nach der ganz eigenen Manier des Ausdrucks seines Spiels und nach der Fertigkeit, mit welcher er spielt. Ich wußte also nicht, was ihm zur Größe des Künstlers noch fehlen sollte. Ich habe Vogeln auf dem Fortepiano gehört, oft gehört und Stundenlang gehört, und immer seine außerordentliche Fertigkeit bewundert, aber Beethoven ist außer der Fertigkeit sprechender, bedeutender, ausdrucksvoller, kurz, mehr für das Herz: also ein guter Adagio — als Allegrospieler. Selbst die sämtlichen vorrefflichen Spieler dieser Kapelle sind seine Bewunderer, und ganz Ohr, wenn er spielt. Nur er ist der Bescheidene, ohne alle Ansprüche. Indes gestand er doch, daß er auf seinen Reisen, die ihn der Kurfürst machen ließ, bei den bekanntesten guten Klavierspielern selten das gefunden habe, was er zu erwarten sich berechtigt geglaubt hätte. Sein Spiel unterscheidet sich auch so sehr von der gewöhnlichen Art, das Klavier zu behandeln, daß es scheint, als habe er sich einen ganz eigenen Weg bahnen wollen, um zu dem Ziel der Vollendung zu kommen, an welchem er jetzt steht. . .“

So urteilte ein Berufener über den damals kaum Einundzwanzigjährigen!

Daß das lustige Musikantenvölkchen bei ihrer Rheinreise manchen Schabernack trieb, war nur selbstverständlich, und auch der ernste, meist in sich verschlossene Beethoven hielt dabei mit, solange seine Person nicht in die Sache hineingezogen wurde. So hänselte man ihn manchemal wegen seiner ewigen Gedrücktheit und schrieb dies einer unglücklichen Liebe oder seiner Unempfindlichkeit für weibliche Reize zu. Beethoven blieb auf solche Anwürfe stumm und ablehnend, nur einmal, als der Spaß ihm zu weit gegangen, wurde er energisch. Es war bei einem Ausflug nach einem Dorf bei Godesberg, wo die Gesellschaft im Garten zu Mittag aß, als die übermühten Kameraden das hübsche ländliche Aufwartemädchen anseiferten, Beethoven gegenüber ihre Reize geltend zu machen. Beethoven nahm zunächst die herausfordernden Bemühungen der Kellnerin mit zurückweisender Kälte auf, und als sie, von den anderen neuerlich ermutigt, nicht abließ, verlor Beethoven die Geduld und machte ihren Zudringlichkeiten schließlich durch eine ziemlich kräftige — Ohrfeige ein Ende. Das Mädchen entfloß laut aufheulend. . .

Eine Wendung in Beethovens Schicksal sollte das Jahr 1792 bringen.

Aus Wien war Graf Ferdinand Ernst Gabriel Waldstein, der Sprosse dieses uralten hochangesehenen Geschlechtes und ein großer Musikfreund, an den Bonner Hof des Kurfürsten gekommen und der wachsende Ruhm des jungen Beethoven hatte seine Aufmerksamkeit auf dieses aufsteigende Genie gelenkt. Er trat in nähere Beziehung zu Beethoven, lud ihn öfters zu sich, um sich an seinem meisterhaften Spiele zu erfreuen, und erfuhr in freundschaftlichem Geplauder die Verhältnisse des jungen Künstlers, der dem freundlichen Gönner bereitwillig sein Herz öffnete.

„Sie müssen nach Wien, Beethoven!“ sagte er eines Tages ganz unvermittelt zu ihm. „Nur dort können Sie ein großer Musiker und berühmt werden.“

„Ich war bereits dort, Herr Graf; aber nur kurze Zeit!“

„Das weiß ich; auch daß Sie bei Mozart lernen sollten! Aber das mußte mißlingen! Ein so großes Genie Mozart ist, Lehrer ist er keiner, dazu ist er viel zu jung und ungeduldig.“

„Jedenfalls habe ich mich in seine Art und sein Wesen nicht hineinsinden können!“

„Das glaube ich gerne,“ lachte der Graf. „Mozart ist noch ganz Kokoko, und Sie scheinen mir ganz — Barock!“

Beethoven verstand des Grafen Witz nicht ganz oder er wollte ihn nicht verstehen.

„Auch mußte ich wegen meiner kranken Mutter nach Bonn zurück,“ sagte er.

„Was bindet Sie denn an diese Stadt, lieber Beethoven?“

„Meine Stellung bei der Hofkapelle, mein Vater, meine Brüder —“

„Das alles können Sie ruhig aufgeben, gegen das, was Ihnen Wien zu ihrer künstlerischen Entwicklung bietet.“

„Glauben Sie, Herr Graf?“

„Ich bin davon überzeugt, Beethoven! Nach dem, was ich von Ihnen kenne, müßten Sie schon als Klaviervirtuose in Wien eine erste Rolle spielen, und da sie auch noch als Tonsetzer tätig sind, stehen Ihnen alle Wege zu den höchsten Höhen der Kunst offen.“

Beethoven sah den Sprecher mit neugierigen Blicken an.

„Und ganz ohne Stellung sollte ich es wagen?“ begann er zaghaft.

„Sie brauchen nur Mut zu haben und energisch zu wollen, Beethoven! Allerdings müssen Sie noch lernen, viel und fleißig lernen, wenn Sie in die Reihen der ganz Großen treten wollen; doch Sie haben, das merke ich, wohl das Zeug dazu!“

In Beethovens Herz zündeten diese Worte wie ein Funke; er sollte wieder nach Wien, der Metropole der Musik, wo ein Mozart und Haydn lebten und wirkten! Doch in Bonn lebte sein Vater, seine Brüder, an die ihn wohl nicht Liebe, aber doch die Pflicht band, dann — seine Eleonore. . . Konnte er die verlassen? . . .

„Herr Graf, ich glaube nicht, daß in Wien mein Platz ist, es wäre denn, man böte mir eine Stellung in der kaiserlichen Kapelle oder am Operntheater!“

„Das wird alles kommen, mein Lieber; aber vorerst heißt es lernen, bei einem großen Meister lernen, dem nachzustreben Ihre Aufgabe ist.“

„Und der wäre, Herr Graf?“

„Es gibt nur einen wahrhaft Großen — Haydn!“ sagte Graf Waldstein in einem Tone, der wohl keinen Widerspruch aufkommen ließ.

Beethoven senkte sinnend den Kopf auf seine Brust, dann fuhr er auf:

„Ob der Meister mich wohl nehmen wird? Haydn ist heute sechzig Jahre alt, und wie Mozart wegen seiner Jugend, mag er wohl wegen seines Alters. . .“

„Das lassen Sie meine Sorge sein, Beethoven,“ unterbrach ihn Waldstein. „Ich bin mit ihm befreundet, und was ich nicht bei ihm durchsetzen kann, das werden meine Freunde, Esterhazy, Rinsky und andere leicht erwirken. Nur bei Haydn werden Sie die Komposition wirklich erlernen und es damit zu etwas bringen.“

Beethoven sah nachdenklich vor sich hin, und dachte daran, wie Haydn bei seiner Durchreise in Bonn gegen ihn gewesen war.

„Ich sehe es Ihnen an,“ fuhr Waldstein nach einer Pause fort, „daß Sie meinen Worten Glauben schenken, und wahrlich, wenn ich nicht tiefinnerst davon überzeugt wäre, daß Sie es in Wien zu etwas Großem bringen, würde ich es nie gewagt haben, Sie von Ihrer Heimat, von Ihrer Stellung losreißen zu wollen!“

„Herr Graf,“ begann Beethoven nun zögernd, „ich glaube, Sie haben recht!“

„Nun, sehen Sie, lieber Freund! Jetzt will ich ehestens daran gehen, alles gehörig einzuleiten: die Lösung Ihres Kontraktes mit der Hofkapelle, die Zustimmung Ihres Vaters, die Korrespondenz mit Wien und Ihre Einführung dort.“

(Fortsetzung folgt.)

Spruchdichtungen aus der Edda.

Karl Simrods klassische Übersetzung der Edda ist von Professor Dr. G. Neidel, neu bearbeitet in der Deutschen Buch-Gemeinschaft Berlin SW. 61, erschienen.

Wir bringen folgende Sprüche als charakteristische Probe;

Ein kluger Mann, der zu andern kommt,
Schweigt am besten still.
Niemand bemerkt, daß er nichts versteht,
So lang er zu sprechen scheint.

Eigen Haus, ob eng, geht vor,
Daheim bist du Herr.
Zwei Ziegen nur und dazu ein Strohdach,
Ist besser als Betteln.

Von seinen Waffen weiche niemand
Einen Schritt im freien Feld:
Niemand weiß unterwegs, wie bald
Er eines Speeres bedarf.

Jung war ich einst, da ging ich einsam
Verlass'ne Wege wandern.
Doch fühl' ich mich reich, als ich den andern fand:
Der Mann ist des Mannes Lust.

Der Baum dorrt, der auf dem Berge allein steht,
Ihn schützt nicht Blatt noch Borke,
So geht es dem Mann, den niemand mag:
Was soll er lange leben?

Der Mann muß mäßig weise sein,
Doch nicht allzuweise.
Sein Schicksal kenne keiner voraus,
So bleibt der Sinn ihm sorgensfrei.

Früh aufstehen soll, wer wenig Arbeiter hat,
Und schau'n nach seinem Werk.
Manches versäumt, wer den Morgen verschläft:
Dem Raschen gehört der Reichtum halb.

Zu sagen und zu fragen verstehe jeder,
Der nicht dumm will dünken.
Einer wisse es, nicht auch der andere;
Wissen's dreie, so weiß es die Welt.

Der Macht muß der Mann, wenn er klug ist,
Sich mit Bedacht bedienen,
Denn bald wird er finden, wenn er sich Feinde macht,
Daß dem Starken ein Stärker lebt.

Basler und Tugenden liegen dem Menschen
In der Brust beieinander.
Kein Mensch ist so gut, daß nichts ihm mangle,
Noch so böse, daß er zu nichts nützt.

Früchte der Dankbarkeit.

Von Percy Wagnan.

Wer tauscht mit mir, einen gebrauchten Tennisschläger gegen drei Eimer vortrefflicher Aprikosenmarmelade? Was können Sie mir für ein paar Duzend Gläser mit Guajabagelee eintauschen? Und was bieten Sie mir für zwei Zentner Weintrauben zum Tausch an...?

Nein, nein, es sind keine Gewinne aus dem Breiaussschreiben irgendeiner Marmeladenfabrik! Ich sagte Ihnen doch schon, daß die Sachen direkt aus Florida gekommen sind. Ich bot sie Ihnen nur an, weil sie in meinem kleinen Haushalt nicht aufgebraucht werden können. Aber ich will Ihnen gern die Vorgeschichte erzählen, wenn Sie dafür Interesse haben. Und vielleicht lernen Sie daraus für Ihr eigenes Leben, wie man sich nicht verhalten soll.

Sie wissen wohl, daß ich gewöhnlich mit dem Vorortzug um 5,30 Uhr nach Hause fahre. Aber vor ein paar Monaten rief meine Frau, als ich gerade zu Tisch gegangen war, in meinem Büro an: ich sollte schon mit dem Vieruhr-Zug fahren, da sie mich so schnell wie möglich sprechen müsse. Ich war damals sehr beschäftigt und wunderte mich natürlich über Magda. Sie hätte doch wenigstens eine Andeutung hinterlassen können, warum sie mich vorzeitig aus der Arbeit herausrief. Aber ich hielt es für besser, ihrer Anforderung zu folgen und fuhr also anderthalb Stunden früher nach Hause.

Ich merkte beim ersten Blick, wie freudig erregt meine Frau war. Sie nahm sich kaum Zeit, mir einen Pflichtenruf zu geben und rief dann aufgeregt: „Percy, dent dir nur, heute vormittag ist eine riesige Kiste mit Obst aus Florida gekommen.“

„Aus Florida?“ wiederholte ich.

„Ja“, sagte Magda, aus Palm Beach. Eine große Kiste mit den wunderbarsten Orangen, Trauben... die ich jemals gesehen habe.“

„Und wer hat sie uns geschickt?“ fragte ich.

„Das ist es gerade, was ich nicht weiß“, antwortete Magda. „Deshalb wollte ich dich auch so früh wie möglich hier haben. Wenn ich darüber noch zwei Stunden länger hätte allein nachgrübeln müssen, wäre es dir doch auch nicht recht gewesen.“

Ich wollte nicht lügen und übergab deshalb diese letzte Bemerkung. „Hatte denn der Absender seinen Namen nicht angegeben? war natürlich meine nächste Frage.“

„Nein“, antwortete Magda.

„Lag auch kein Brief keine Karte in der Kiste?“

„Nein, nichts“, sagte Magda mit einer Spur von Gereiztheit. „Ich weiß schon, was du jetzt fragen willst“, fuhr sie fort, „aber die Handschrift auf der Paketadresse wird dir gena: so unbekannt sein wie mir.“

„Laß sie mich auf alle Fälle sehen!“

Magda holte das Packpapier, wenn auch widerwillig. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie es fand. Ich warf einen Blick auf die Handschrift und kündigte dann sehr selbstbewußt an: „Ich weiß, wer die Kiste geschickt hat!“

„Wer?“ fragte Magda und in dem einen Wort lag eine ungeheure Willkür.

„Natürlich Jessie Arnold“, antwortete ich nach einer kleinen Aunspause.

„Aber woher weißt du das“, fragte Magda mit der Zweifelssucht, die man bei den hübschesten Frauen findet.

„Weil die Kiste an uns beide adressiert ist. Und ich kenne niemanden außer Jessie, der das tun würde.“

„Ich glaube, du hast recht, du kluger Junge“, sagte Magda so liebenswürdig, als ob sie meine kleinen Bosheiten gar nicht bemerkt hätte. „Wir müssen uns sofort mit ein paar Zeilen bei ihr bedanken.“

Noch in derselben Nacht wanderte unsere gemeinsame briefstellerische Anstrengung in die Welt hinaus, und kaum eine Woche später, lag folgende Antwort auf unserer Frühstückstafel:

„Liebe Magda und Percy! Was für ein merkwürdiges Zusammentreffen! An demselben Tag, an dem Euer Brief ankam, hatte ich mir vorgenommen, Euch ein paar Eimer Aprikosenmarmelade zu schicken, damit Ihr armen Dinger wenigstens indirekt etwas vom Süden habt. Ich hoffe, daß Ihr die Sendung unversehrt erhaltet. Nein, ich habe Euch die Kiste mit Obst nicht geschickt. Es muß jemand anders gewesen sein... Es geht mir hier glänzend... usw. usw. Jessie.“

„Nun, was sagst du dazu?“ rief Magda. „Es war also überhaupt nicht Jessie.“

„Anscheinend nicht“, antwortete ich so kurz wie möglich, weil ich nicht gern über selbstverständliche Dinge viel Worte verliere.

„Und dabei dachte ich, du kennst ihre Handschrift so gut“, fuhr Magda in sehr bezeichnendem Tone fort.

„Ich dachte das auch“, bekannte ich freimütig.

Aber auch jetzt wurde Magda noch nicht müde: „Ich muß doch sagen, daß du uns hier in eine hübsche Situation gebracht hast mit deinen handschriftlichen Kenntnissen und deinen logischen Fähigkeiten.“

„Hübsche Situation?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, in eine hübsche Situation“, wiederholte Magda. „Du weißt genau so gut wie ich, daß Jessie nicht daran gedacht hätte uns diese Marmelade zu schicken, wenn sie nicht Deine Danktaugung bekommen hätte.“

„Glaubst du das wirklich?“ fragte ich schüchtern.

Mein Ton muß Magda gerührt haben, denn sie glitt taktvoll über diese Frage hinweg. „Es ist mir ein Rätsel, wer die Kiste geschickt hat, wenn Jessie es nicht war.“

„Oh George, ich habe es jetzt“, rief ich aus. Es war Billy Groody! Natürlich! Du erinnerst dich doch Magda, daß ich ihn am Tage seiner Abreise nach Palm Beach zum Lunch eingeladen hatte. Komisch, daß mir das erst jetzt einfiel. Und während der ganzen Mahlzeit redete er nur von Sonne und Palmen und Südfrüchten...!

„Nun, wenn du sicher bist, daß es Mr. Groody war, dann jeh dich sofort hin und schreibe ihm. Es ist schon bald zwö: Wochen her, seitdem die Kiste ankam.“

Ich schrieb also meinem Freund Groody einen Brief, indem ich ihm erklärte, warum ich mich für seine reizende Aufmerksamkeit so spät bedante.

Vor Ablauf einer Woche erhielt ich einen Silbrief und sie können sich denken, wie ich mich fühlte, als ich die folgende Antwort auf meine Dankesbezeugungen las: „Lieber Percy! Ich bin sehr froh, daß Du mir geschrieben hast, da ich Deine Privatadresse nicht kannte. Ich habe Dir heute eine Kiste Guajabagelee zugesandt. Ich wollte das schon am Tage meiner Ankunft tun, aber ich hatte nur Deine Büroadresse. Sehr froh, daß ich dann Deinen Brief erhielt. Die Obstkiste habe ich allerdings nicht geschickt...“

Dein Billy.“

Mit diesem Brief wurde das Mysterium noch tiefer und da ich unter meinen Freunden als ein entschlossener Mann bekannt bin, nahm ich mir vor, jeden Stein herumzudrehen, um den Absender der Kiste zu entdecken. Der Zufall wollte es, daß ich am gleichen Tage noch im Mittagsklub mit Alf Heywood zusammentraf. Er erzählte mir, daß er soeben einen Brief von Fred Norris erhalten hätte, mit der Nachricht, daß Fred einen Golfpreis in Florida gewonnen hätte.

„Florida?“ bellte ich. „Ist denn Fred jetzt in Florida?“

„Aber natürlich“, sagte Heywood. „Der glückliche Bursche ist schon seit 6 Wochen in Palm Beach.“

An diesem Tage informierte ich Magda, daß ich endlich den großmütigen Spender entdeckt hatte. Ich setzte mich noch vor dem Abendessen hin und schrieb Fred einen Brief, indem ich ihm auf die geschmackvollste Weise unseren Dank aussprach. Natürlich entschuldigte ich mich ausführlich, daß ich nicht früher geschrieben hatte und erzählte ihm von den verschiedenen Frucht- und Konfektensendungen, die wir infolge unserer anfänglichen Unkenntnis erhalten hatten. Ich schrieb ihm wirklich einen netten Brief...“

Nun, wenn Sie meine Erzählung verfolgt haben, brauchen ich Ihnen kaum die weiteren Folgen meiner Versuche, mich zu bedanken, zu schildern. Noch in der Stunde der Ankunft meines Briefes in Palm Beach telegraphierte mir Fred Norris folgendes:

„Schiffe können ein Faß Notwasser. Wertvollerweise beschlechte ich sie gerade, vor dem Ihr Brief ankam. Die Kruckliste kam nicht von mir. Wahrscheinlich Harry Bristol.“

Seitdem beschäftigt sich nur noch meine Frau damit, den etwaigen Abfindern jener Obstkiste zu danken, so daß wir schon bald einen Obstkasten aufmachen können.

Aber ich will verdammt sein, wenn ich diese Obstkiste jemals wieder erwähne.

(Aut. Uebersetzung aus dem Englischen von Ernst Hoffmann.)

Briand und Clemenceau.

Von Quiquerez.

Einen Pariser Journalisten von Rang kränkt es schon seit Jahren, daß Briand und Clemenceau einander so gar nicht lieben. Deshalb bloß diese Feindschaft? so fragt er sich immer aufs Neue. Und da er überzeugt ist, daß auch das französische Volk sich über nichts anderes, bei Tag und Nacht, den Kopf zerbricht, so beschließt er, die zwei Feinde selbst zu befragen.

Der Journalist besucht also zuerst Briand, den Außenminister. „Ich bin kein Gegner von Clemenceau,“ sagt dieser mit jener Liebenswürdigkeit, die bei ihm selbstverständlich ist. „Ich schätze ihn vor allem als Gelehrten; denken Sie an seine Arbeit über Demosthenes; wie glänzend er da den alten Griechen hinrichtet! Nein, ich bin kein Gegner von Clemenceau.“

„Aber er ist der Ihre!“

„Glauben Sie?“

„Nun, das pfeifen die Spaken von den Dächern. Es ist ja leider nur allzu bekannt, daß er — verzeihen Sie, wenn ich mich so brutal ausdrücke — daß er Sie geradezu verabscheut! Aber warum nur, frage ich Sie? Warum?“

„Aber nein, er verabscheut mich nicht,“ erwidert Briand in aller Seelenruhe. „Zumindest, er verabscheut mich nicht mehr als alle anderen Menschen. Wissen Sie denn nicht, daß Clemenceau niemanden liebt außer sich selbst?“

Und nach einigem Nachdenken, lächelnd:

„Denken Sie doch an den armen Demosthenes! Ist es ihm besser ergangen? Und der hat ihn doch wahrhaftig nichts getan!“

Eine Stunde später ist der Journalist bei dem Tiger. Clemenceau war damals soeben aus Indien zurückgekehrt. Er spricht also zuerst eine Stunde lang über Indien. Das ist die beste Methode, seine Fragen aufkommen zu lassen. Und dann plaudert er, ebenso amüsiert über die französische Literatur. Bis endlich der Besucher eine kurze Atempause sich zu nütze macht und mit der Tür ins Haus fällt:

„Warum schätzen Sie eigentlich Briand nicht?“

„Schätze ich ihn denn nicht?“ fragt der Greis, beinahe über rascht. „Und nach einigen Sekunden des Ueberlegens:“

„Nun ja, es ist wahr, ich schätze ihn nicht übermäßig. Aber vielleicht — wir wollen gerecht sein — ist das bloß ein Gegensatz der Generationen. Er ist der Typus des modernen Staatsmannes, und ich bin staatsmännisch aus der alten Schule.“

„Oh, das ist interessant!“ ruft der Interviewer aus. „Hochinteressant! Worin unterscheidet sich nach Ihrer Meinung der moderne Staatsmann vom —“

„Weiben wir doch lieber bei der Literatur!“ lenkt hier Clemenceau liebenswürdig ab. „Das Gespräch über unsere modernen Dichter, das wir soeben führten, hat mich angeregt! Ich liebe die modernen Dichter nicht. Ich liebe die alten Dichter, die Klassiker.“

„Wem unterscheidet sich, nach Ihrer Meinung, der moderne Dichter vom alten?“

„Das will ich Ihnen gerne erklären. Der klassische, französische Dichter überlegte zuerst, und dann schrieb er. Der moderne schreibt, und dazwischen überlegt er.“

Der Journalist lächelt:

„Also Briand —?“

„Mein lieber Freund! Was wollen Sie bloß immer mit Briand! Wir haben von der Literatur gesprochen, nicht wahr?“ Und Clemenceau bietet seinem Besucher eine Zigarette an, auf das freundlichste.

Aus aller Welt.

Schaljapin und die Sowjets. Schaljapin erhielt bekanntlich von den Sowjets den Ehrentitel „Volksfänger“, der ihm aber nach einiger Zeit wieder abgenommen wurde, da er über die Sowjets Neuzerungen hat verlauten lassen, die Angriffe gegen die russischen Machthaber enthielten. Infolgedessen wurde Schaljapin nicht nur, wie erwähnt, der Titel genommen, sondern auch sein Privatvermögen und seine Besitzungen in Rußland wurden von der Regierung konfisziert. Es folgte daraufhin eine sehr starke Bewegung in russischen Theaterkreisen ein, mit dem Ziel, eine Verständigung zwischen der Regierung und Schaljapin herbeizuführen, damit dieser große Sänger den russischen Bühnen wiedergegeben werden könnte.

Die Bewegung war nicht erfolglos, und die Sowjetregierung beschloß, den Versuch eines Ausgleiches zu machen. Sie delegierten den Leiter des Petersburger Staatstheaters, den Jugendnierr-Architekt Grysowitsch, nach Paris, um mit Schaljapin zu verhandeln. Die Wahl dieses Unterhändlers war ein Mißgriff, da Grysowitsch mit dem Vertrauensmann Schaljapins von früher her verankert war und infolgedessen von vornherein auf Schaljapins Antipathie zu rechnen hatte. Gleichwohl gelang es dem Sowjetdelegierten, mit Schaljapin in Unterhandlung zu treten und ihn

die Bedingungen der Sowjetregierung für eine Versöhnung mitzuteilen. Die Sowjetregierung verlangte von Schaljapin, dieser solle erstens seine Neuzerungen widerrufen und zweitens für die Sowjets im Ausland Propaganda machen; drittens sollte Schaljapin sich verpflichten, zu einem bestimmten Datum in Rußland einzutreffen, um am Moskauer Theater aufzutreten. Als Gegenleistung für die Erfüllung der drei Bedingungen wollte die Regierung Schaljapin sein bei der Nationalisierung der Banken beschlagnahmtes Vermögen freigeben und sofort bei seiner Ankunft in Goldrubeln samt den aufgelaufenen Zinsen auszahlen. Ferner wollte man Schaljapin seinen Grundbesitz und seine Häuser, die ebenfalls beschlagnahmt waren, zurückerkennen, und drittens bot man Schaljapin einen Palast in der Krim an, der von Grysowitsch eigens für den Sänger erbaut worden sein soll. Man veröffentlichte auch das Bild dieses Palastes, und diese Veröffentlichung hatte zur Folge, daß Schaljapin den Bevollmächtigten der Regierung glattweg rauswarf, weil dieser einen Bau als seine Schöpfung ausgab, deren Plan zweifellos gestohlen war. Schaljapin hatte nämlich einen namhaften Architekten beauftragt, ihm einen Plan für ein Haus in der Krim zu entwerfen. Dieser Plan ist bei der Durchsichtung seiner Wohnung offenbar den Sowjets in die Hände gefallen und von Grysowitsch ausgeführt worden.

Schaljapin erklärte dem Abgesandten der Regierung, er werde die ihm gestellten Bedingungen nicht erfüllen und nicht früher nach Rußland zurückkehren, als bis nach seiner Meinung vertrauenswürdige Männer dort die Gewalt in den Händen haben. Damit sind die Einigungsverhandlungen zwischen Schaljapin und der Sowjetregierung gescheitert.

Gleichzeitigkeit der Ereignisse. In Mexiko spielte sich dieser Tage ein Geschehnis ab, das in mehr als einer Hinsicht zum Nachdenken anregt. In einer Wirtshaus hatte ein Soldat eines algerischen Regiments gründlich die Geseze des Propheten mißachtet, die auf den Alkoholgenuß abzielen, and geriet, süßen Weines oder scharfen Schnapses voll, mit anderen Gästen in Streit. Als der heißblütige Sohn Afrikas dabei ein langes und breites Messer zog, wurde er von der Uebermacht der Zivilisten hinausgedrängt und lief in furchterlicher Aufregung, den Dolch in der Luft schwingend und Flüche ausstößend, der nahegelegenen Kaserne zu, um Unterstützung herbeizuholen. Am Kasernenvorstand stand ein anderer farbiger aus Frankreichs großem Eingeborenenheer, ein Anamit, Posten. Als er den Algerier schreiend und fuchtelnd nahen sah, muß er einen Amokläufer oder Mordmörder vermutet haben, aber er trat ihm nicht mit gefälltem Gewehr entgegen, sondern wandte sich zur Flucht und verschwand eilends in dem Kasernengebäude, wo er bald, anscheinend von blinder Furcht gepeinigt, auf einem Seitendach erschien, zum Entsetzen der Zuschauer abstürzte und zerschmettert liegen blieb. Der Algerier wurde verhaftet, und an den Juristen war es, auszuforschen, inwieweit ihm die Schuld am Tode seines asiatischen Kameraden traf. Aber nach der von der Gendarmerie eingeleiteten Untersuchung sah der Tatbestand ganz anders aus, als es die Augenzeugen befunden und die Zeitungen berichtet hatten. Wohl war der Algerier, Alkoholtrinker zurücklassend und Mache schnaubend, mit geschwungenem Säbel der Kaserne zugefaut, aber der Anamit auf Posten hatte ihn wahrscheinlich gar nicht gesehen, sicher nicht bewußt wahrgenommen. Denn in dem Gelbhäutigen reiste gerade in diesen Sekunden der wohl schon lange in ihm schlummernde Gedanke, fern von den Reissfeldern Anams im kalten Lothringen seinen Daogen ein Ziel zu sehen, zum Entschluß. Sofort führte er ihn aus, indem er sich mit einem scharfen Gegenstand am Hals verletzte und dann in die Tiefe stürzte. Das Erscheinen des aufgereagten Algeriers hatte mit all dem nicht das geringste zu tun. Die Augenzeugen waren aber bereit, den ursächlichen Zusammenhang beider nur zeitlich zusammenfallender Ereignisse zu beschwören, weshalb auch die Prozeßwissenschaft aus diesem Vorfall lernen kann.

Leo Parth.

Fröhliche Ecke.

Das rutschende Vorhemdchen.

„Sie sollen in der Lotterie spielen.“

„Warum denn?“

„Weil Sie dabei nie etwas riskieren: Sie kommen immer mit dem Einsatz heraus.“

Ein Lotterie-Gebet.

Die kleine Else hatte vom Onkel ein Lotterielos geschenkt bekommen.

„Nun mußt du den lieben Gott fleißig bitten, daß er es heranzukommen läßt,“ sagte die Mutter.

Am Abend fand sie die Kleine in ein Gebetbuch vertieft.

„Mutti, ich hab' schon das passende gefunden,“ sagte Else.

„Na Elsi, was denn?“

„Hier steht Gebet für Kinderlose.“

Von der Verlosung ausgeschlossen.

Ein Handwerksmeister erhielt von einem feinen Kunden, dem er einen dringenden Mahnbrief geschrieben hatte, folgende Antwort:

„Alle Rechnungen werden bei mir aufgestapelt. Am Neujahrstage beauftrage ich meinen Diener aus dem Stapel mit geschlossenen Augen drei Rechnungen herauszuweisen. Diese drei Rechnungen werden dann im Laufe des Jahres bezahlt. Wenn Sie es noch einmal wagen, mir solche dreifachen Mahnbriefe zu schreiben, dann werden Sie von der Verlosung ausgeschlossen.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.